

The book cover features a close-up photograph of a woman's face in profile, looking down. She has long, wavy brown hair and is wearing a white tank top. The background is a soft, warm glow, possibly from a sunset or sunrise. A large, semi-transparent red circle is overlaid on the lower half of the image, containing the title and subtitle. The author's name is at the top, and the publisher's name is on the right side.

ELLE KENNEDY

PIPER

The Risk

Wer wagt, gewinnt

Roman



Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.piper.de

Übersetzung aus dem Amerikanischen von Christina Kagerer

© Elle Kennedy 2019

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

»The Risk«, Elle Kennedy Inc., 2019

Deutschsprachige Ausgabe:

© Piper Verlag GmbH, München 2019

Covergestaltung: zero-media.net, München

Covermotiv: svetikd / Getty Images und FinePic®, München

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

Inhalt

Cover & Impressum

Kapitel 1 – Aber ich bin ...

Kapitel 2 – Es ist halb ...

Kapitel 3 – »Wo warst du ...

Kapitel 4 – In den meisten ...

Kapitel 5 – Ein kalter Schauer ...

Kapitel 6 – Das Dime ist ...

Kapitel 7 – Um drei Uhr ...

Kapitel 8 – »Ich kann nicht ...

Kapitel 9 – Ich habe nicht ...

Kapitel 10 – Trotz Briars Sieg ...

Kapitel 11 – »Ich bin sicher ...

Kapitel 12 – Das Morgentraining ist ...

Kapitel 13 – Am Dienstag ist ...

Kapitel 14 – »O mein Gott ...

Kapitel 15 – Letzten Sommer war ...

Kapitel 16 – Es kann nichts ...

Kapitel 17 – Als ich mit ...

Kapitel 18 – Brenna ist eine ...

Kapitel 19 – Am Mittwoch habe ...

Kapitel 20 – Ping ping ping ...

Kapitel 21 – Du lieber Himmel ...
Kapitel 22 – Am Samstagmorgen kommt ...
Kapitel 23 – »Habe ich einen ...
Kapitel 24 – Es ist Dienstagmorgen ...
Kapitel 25 – »Verdammt, Connelly ...
Kapitel 26 – »Danke, dass ihr ...
Kapitel 27 – »Es ist mir so ...
Kapitel 28 – »Wo bist du gewesen ...
Kapitel 29 – Jeder Spieler bereitet ...
Kapitel 30 – In der Sekunde ...
Kapitel 31 – Vierundzwanzig Stunden nach ...
Kapitel 32 – »Danke, dass ich ...
Kapitel 33 – Ich liebe Jakes ...
Kapitel 34 – Morgensex ist etwas ...
Kapitel 35 – Ich will mir ...
Kapitel 36 – Jake hat Schluss ...
Kapitel 37 – An diesem Abend ...
Kapitel 38 – »Das gibt's doch ...
Kapitel 39 – Ich bin allein ...
Kapitel 40 – Als ich in ...
Kapitel 41 – Da ist ein ...
Epilog
Anmerkungen

Kapitel 1 – Aber ich bin ...

Brenna

Mein Date ist zu spät.

Aber ich bin ja keine komplette Zicke. Normalerweise räume ich den Typen ein Zeitfenster von fünf Minuten ein. So viel kann ich tolerieren.

Bei sieben Minuten bin ich auch noch empfänglich für eine Erklärung – vor allem, wenn ich eine Nachricht oder einen Anruf bekomme und mir der Grund für die Verspätung genannt wird. Der Verkehr kann einem die Pläne manchmal ziemlich durchkreuzen.

Bei zehn Minuten Verspätung werde ich ungeduldig. Wenn der besagte Idiot zehn Minuten zu spät ist und sich nicht einmal meldet? Nein danke, dann bin ich weg.

Nach fünfzehn Minuten frage ich mich, was ich immer noch in dem Restaurant mache.

Beziehungsweise, in diesem Fall, im Diner.

Ich sitze an einem Tisch im *Della's*, einem Diner im Fünfzigerjahrestil in Hastings. Hastings ist die kleine Stadt, die ich in den nächsten Jahren meine Heimat nennen darf. Doch zum Glück wohne ich nicht mit meinem Vater unter einem

Dach. Mein Dad und ich leben zwar in derselben Stadt, aber bevor ich auf die Briar University gewechselt bin, habe ich ihm klargemacht, dass ich nicht bei ihm einziehen werde. Dieses Nest habe ich bereits verlassen. Auf keinen Fall werde ich wieder dorthin zurückkehren und mich in seine überfürsorgliche Obhut begeben und mich noch mal seinen schrecklichen Kochkünsten aussetzen.

»Kann ich dir noch einen Kaffee bringen?« Die Kellnerin, eine Frau mit Locken und einer weiß-blauen Polyesteruniform, sieht mich mitleidig an. Ich schätze sie auf Ende zwanzig. Ihr Namensschild verrät mir, dass sie Stacy heißt, und bestimmt denkt sie, ich wäre versetzt worden.

»Nein danke. Nur die Rechnung, bitte.«

Als sie davongeht, hole ich mein Handy raus und schreibe meiner Freundin Summer eine Nachricht. Das ist alles ihre Schuld. Deshalb muss sie sich nun auch meine Beschwerden anhören.

Ich:Er hat mich versetzt.

Summer antwortet sofort, als hätte sie nichts anderes zu tun, als neben ihrem Telefon zu sitzen und auf einen Bericht von mir zu warten. Obwohl: Lassen wir den Konjunktiv – natürlich ist das der Fall. Meine neue Freundin ist wahnsinnig neugierig.

Summer:OMG! NEIN!

Ich: Doch.

Summer: Was für ein Arschloch. Es tut mir so, so, so, so leid, Bee.

Ich: Ach, es überrascht mich nicht sonderlich. Er ist Footballspieler. Das sind notorische Idioten.

Summer: Ich dachte, Jules wäre anders.

Ich: Falsch gedacht.

Die drei Punkte auf dem Display zeigen mir, dass sie eine Antwort tippt, aber ich weiß bereits, wie sie aussehen wird. Sie wird sich noch mal ausgiebig bei mir entschuldigen, worauf ich im Moment allerdings keine große Lust habe. Ich will jetzt bloß noch meinen Kaffee bezahlen, zurück in mein winziges Apartment gehen und meinen BH ausziehen.

Bescheuerter Footballspieler. Ich habe mich für diesen Idioten sogar geschminkt. Ja, es sollte nur ein Nachmittagsdate zum Kaffeetrinken sein, aber trotzdem habe ich mir Mühe gegeben.

Ich beuge mich über meine Tasche und suche darin nach kleinen Dollarscheinen. Als ein Schatten auf den Tisch fällt, nehme ich an, dass es Stacy ist, die mit meiner Rechnung zurückgekommen ist.

Doch sie ist es nicht.

»Jensen«, sagt eine überhebliche männliche Stimme. »Bist wohl versetzt worden, wie?«

O Mann. Von all den Menschen, die hier hätten auftauchen können, ist das der letzte, den ich im Augenblick sehen will.

Als sich Jake Connelly mir gegenüber an den Tisch setzt, werfe ich ihm einen finsternen Blick zu anstatt eines Lächelns. »Was tust du hier?«, frage ich.

Connelly ist der Captain des Eishockeyteams von Harvard, sprich, DER FEIND. Harvard und Briar sind Rivalen, und mein Vater ist zufällig der Cheftrainer von Briar. Er trainiert Briar schon seit zehn Jahren und hat in dieser Zeit drei Meisterschaften mit ihnen gewonnen. *Das Jensen-Zeitalter* – das war die Überschrift eines Artikels, den ich kürzlich in einer der Zeitungen von New England gelesen habe. Auf einer ganzen Seite ging es darum, wie gut Briar in dieser Saison ist. Aber leider ist Harvard das auch – dank des Superstars, der mir gerade gegenüber sitzt.

»Ich war gerade in der Gegend.« Seine dunkelgrünen Augen funkeln mich amüsiert an.

Das letzte Mal, als ich ihn gesehen habe, war er mit einem seiner Mannschaftskameraden in der Arena von Briar und hat uns ausspioniert. Nicht viel später haben sie von uns richtig eins auf die Mütze bekommen, als unsere Teams gegeneinander gespielt haben. Das war ungemein befriedigend und hat die Niederlage vom Anfang der Saison wieder wettgemacht.

»Mm-hm, natürlich warst du bloß zufällig in Hastings.
Wohnst du nicht in Cambridge?«

»Schon, aber was hat das damit zu tun?«

»Das liegt eine Stunde entfernt.« Ich grinse ihn an. »Ich
wusste gar nicht, dass ich einen Stalker habe.«

»Du hast mich erwischt. Ich stalke dich.«

»Ich fühle mich geschmeichelt, Jakey. Es ist schon eine Weile
her, seit jemand so besessen von mir gewesen ist, dass er aus
einer anderen Stadt hergefahren ist, um mich zu sehen.«

Sein Mund verzieht sich zu einem Grinsen. »Na ja, so heiß,
wie du bist ...«

»Ach, du findest mich heiß?«

»... würde ich mir das Benzingeld sparen, um hierher zu
fahren, nur damit du mich blöd anmachen kannst.« Er fährt
sich mit der Hand durch sein dunkles Haar. Es ist jetzt ein
bisschen kürzer, und er hat einen Dreitagebart.

»Du sagst das so, als würde ich es darauf anlegen«, antworte
ich ihm mit zuckersüßer Stimme.

»Darauf lasse ich mich nicht ein. Träum weiter, Hottie«, sagt
er spöttisch.

Ich verdrehe so sehr die Augen, dass mir fast ein Muskel
reißt. »Im Ernst, Connelly, warum bist du hier?«

»Ich habe eine Freundin besucht. Und dann wollte ich noch
einen Kaffee trinken, bevor ich zurück in die Stadt fahre.«

»Du hast Freunde? Da bin ich aber erleichtert. Ich habe schon
gesehen, wie du mit deinen Teamkollegen rumhängst, aber ich

habe immer angenommen, dass sie bloß so tun, als würden sie dich mögen, weil du ihr Captain bist.«

»Sie mögen mich, weil ich einfach toll bin.« Er grinst mich wieder an.

Zum Dahinschmelzen – so hat Summer sein Lächeln einmal beschrieben. Dieses Mädchen hat wirklich eine ungesunde Besessenheit von dem guten Aussehen dieses Typen entwickelt. In Bezug auf ihn hat sie auch diese Ausdrücke verwendet: verdammt scharf, zum Anbeißen und geradezu anbetungswürdig.

Summer und ich kennen uns erst seit ein paar Monaten. Wir sind in ungefähr dreißig Sekunden von zwei komplett Fremden zu besten Freundinnen geworden. Aber hey, sie hat von einem anderen College hierher gewechselt, weil sie einen Teil ihres alten Verbindungshauses in Brand gesteckt hat. Wie hätte ich dieses verrückte Mädchen *nicht* auf Anhieb ins Herz schließen können? Sie studiert Modegeschichte, ist unheimlich witzig und überzeugt davon, dass ich auf Jake Connelly stehe.

Sie hat unrecht.

Der Kerl sieht unheimlich gut aus und ist ein phänomenaler Eishockeyspieler, allerdings auch ein totaler Aufreißer. Da ist er natürlich nicht der Einzige. Viele Sportler haben ihren Reigen an Mädchen, die absolut zufrieden damit sind, erstens: mit den Jungs rumzumachen, zweitens: keine feste Beziehung mit ihnen einzugehen und drittens: immer an zweiter Stelle hinter dem Sport, den der Typ macht, zu stehen.

Doch so ein Mädchen bin ich nicht. Ich habe nichts dagegen, mit Typen rumzumachen, aber zweitens und drittens kommen nicht infrage.

Ganz abgesehen davon, dass mein Vater mich umbringen würde, wenn ich jemals mit DEM FEIND ausgehen würde. Dad und Jakes Coach Daryl Pedersen sind bereits seit Jahren befeindet. Laut meinem Vater opfert Coach Pedersen Babys an Satan und betreibt in seiner Freizeit schwarze Magie.

»Ich habe viele Freunde«, fügt Connelly hinzu. Er zuckt mit den Schultern. »Unter anderem eine sehr gute Freundin, die auf die Briar University geht.«

»Ich habe immer das Gefühl, wenn jemand damit angibt, viele Freunde zu haben, bedeutet das meistens genau das Gegenteil. Schon mal was von Überkompensation gehört?« Ich grinse ihn unschuldig an.

»Zumindest bin ich nicht versetzt worden.«

Das Lachen vergeht mir. »Ich wurde nicht versetzt«, lüge ich. Aber genau in diesem Moment kommt die Kellnerin zurück und lässt meine Lüge auffliegen.

»Du hast es doch noch geschafft!« Bei Jakes Anblick erkenne ich Erleichterung in ihrer Miene. Gefolgt von Anerkennung, als sie ihn sich genauer ansieht. »Wir haben uns schon Sorgen gemacht.«

Wir? Ich wusste ja gar nicht, dass wir dieses demütigende Erlebnis teilen.

»Die Straßen waren nass«, sagt Jack zu ihr und nickt in Richtung Fensterscheiben, an denen der Regen in Strömen runterläuft. In diesem Moment blitzt es auch noch. »Man sollte extra vorsichtig fahren, wenn es regnet.«

Sie nickt zustimmend. »Die Straßen werden wirklich sehr nass, wenn es regnet.«

Ach was. *Regen macht die Straßen nass*. Könnte bitte jemand das Nobelpreiskomitee verständigen?

Jakes Mundwinkel zucken.

»Kann ich dir etwas zu trinken bringen?«, fragt sie ihn.

Ich werfe ihm einen warnenden Blick zu.

Er erwidert meinen Blick mit einem Grinsen, bevor er sich der Kellnerin zuwendet. »Ein Kaffee wäre großartig ...«, er schaut kurz auf ihr Namensschild, »... Stacy. Und auch noch einen für meine schmollende Begleitung.«

»Ich will keinen Kaffee mehr, und ich bin auch nicht seine Begleitung«, knurre ich.

Stacy blinzelt verwirrt. »Ach? Aber ...«

»Er ist ein Harvard-Spion, der geschickt wurde, um Briars Eishockeyteam auszuspionieren. Sei nicht freundlich zu ihm, Stacy. Er ist der Feind.«

»So eine Drama-Queen.« Jake lacht leise vor sich hin.

»Ignorier sie, Stacy. Sie ist nur sauer, weil ich zu spät gekommen bin. Zwei Kaffee und auch noch einen Kuchen, wenn es geht. Von dem ...« Sein Blick wandert zu der Vitrine auf

dem Tresen. »O verdammt, ich kann mich nicht entscheiden. Das sieht alles so köstlich aus.«

»Ja, das ist wahr«, höre ich Stacy murmeln.

»Wie bitte?«, fragt er, aber sein Grinsen sagt mir, dass er sie schon verstanden hat.

Sie wird rot. »Ähm ... ich wollte bloß sagen, dass wir nur noch Pfirsich und Pekannuss übrig haben.«

»Mmmhh ...« Er leckt sich über die Unterlippe. Was für eine verdammt sexy Bewegung. Alles an ihm ist so verdammt sexy. Deswegen hasse ich ihn auch. »Weißt du was? Ich nehme von beidem ein Stück. Mein Date und ich werden sie uns teilen.«

»Das werden wir nicht tun«, sage ich fröhlich, doch Stacy ist bereits unterwegs, um King Connelly seinen blöden Kuchen zu holen. Verdammt.

»Hör mal zu, so sehr ich es auch genieße, mit dir darüber zu diskutieren, wie mies dein Team ist ... ich bin heute zu müde, um dich zu beleidigen.« Ich versuche, meine Müdigkeit zu verbergen, aber ich denke, mein Tonfall bringt sie zum Ausdruck. »Ich will nach Hause.«

»Noch nicht.« Seine lockere, leicht spöttische Stimmlage nimmt einen ernsteren Tonfall an. »Ich bin nicht deinetwegen nach Hastings gekommen, aber jetzt, da wir zusammen einen Kaffee trinken ...«

»Gegen meinen Willen«, unterbreche ich ihn.

»... gibt es etwas, das wir bereden müssen.«

»Ach wirklich?« Nun packt mich doch die Neugierde. Ich überspiele sie mit Sarkasmus. »Ich kann kaum erwarten, es zu hören.«

Jake legt seine Hände auf die Tischdecke. Er hat tolle Hände. Also wirklich tolle Hände. Ich habe so eine Art Fetisch, was Männerhände betrifft. Wenn sie zu klein sind, törnt mich das sofort ab. Wenn sie zu groß und fleischig sind, macht mir das ein bisschen Angst. Connelly ist allerdings mit sehr schönen Händen gesegnet. Seine Finger sind lang, aber nicht knochig. Seine Handflächen groß und kräftig, aber nicht fleischig. Seine Fingernägel sind sauber, aber zwei seiner Knöchel sind rot und aufgeschürft – wahrscheinlich von einer Rangelei auf dem Eis. Ich kann seine Fingerkuppen nicht sehen, doch ich bin mir sicher, dass sie schwielig sind.

Ich liebe es, wie sich schwielige Fingerkuppen auf der nackten Haut anfühlen, wie sie über die Nippel streichen ...

Ähm ... nein. Solche lüsternen Gedanken dürfen mir in Gegenwart dieses Mannes gar nicht kommen.

»Ich will, dass du dich von meinem Kumpel fernhältst.« Obwohl er den Mund dabei zu einem Grinsen verzieht, weiß ich, dass es nicht nett gemeint ist. Es sieht zu düster aus.

»Von welchem Kumpel?« Aber wir wissen beide, dass ich nicht lange überlegen muss, wen er meint. Ich kann an einem Finger einer Hand abzählen, mit wie vielen Harvard-Spielern ich bereits rumgemacht habe.

Ich habe Josh McCarthy auf einer Harvard-Party kennengelernt, zu der Summer mich vor einer Weile mitgeschleift hat. Erst einmal ist er ausgeflippt, als er erfahren hat, dass ich die Tochter von Chad Jensen bin. Aber dann hat er eingesehen, einen Fehler gemacht zu haben, und sich übers Internet bei mir entschuldigt. Seitdem sind wir ein paarmal miteinander ausgegangen. McCarthy ist süß, ein bisschen trottelig und ein super Kandidat, wenn es um unverbindlichen Sex geht. Da er in Boston wohnt, besteht nicht die Gefahr, dass er mich ständig anhimmelt oder unerwartet vor meiner Haustür steht.

Natürlich ist er nicht meine erste Wahl. Und das nicht nur, weil mein Vater mich umbringen würde. Die Wahrheit ist, McCarthy macht mich einfach nicht an. Sein Sarkasmus lässt zu wünschen übrig, und er langweilt mich auch ein bisschen, wenn seine Zunge sich nicht gerade in meinem Mund befindet.

»Ich meine es ernst, Jensen. Ich will nicht, dass du mit McCarthy rummachst.«

»Meine Güte, ich weiß selbst am besten, was gut für mich ist! Das ist doch nur was Lockeres.«

»Was Lockeres«, ahmt er mich nach. Das ist keine Frage, sondern eine sarkastische Feststellung, die zeigt, dass er mir nicht glaubt.

»Ja, was Lockeres. Soll ich Siri für dich bitten, das Wort zu definieren? ›Locker‹ bedeutet ›nicht ernst‹. Überhaupt nicht ernst.«

»Für ihn schon.«

Ich verdrehe die Augen. »Das ist dann sein Problem, nicht meins.«

Aber innerlich beunruhigt mich Jakes Aussage. *Für ihn schon.*

O Mann, ich hoffe, das stimmt nicht. Ja, McCarthy schreibt mir oft, doch ich habe immer versucht, die Unterhaltung nicht fortzuführen, außer es ging um einen lockeren Flirt. Ich habe auch nie ein Lachen zurückgeschickt, wenn er mir ein lustiges Video gesendet hat, weil ich ihn zu nichts ermutigen wollte.

Aber ... vielleicht habe ich es ja nicht so klargemacht, wie ich dachte?

»Ich habe es satt, ihn wie einen liebeskranken Idioten herumlaufen zu sehen.« Jake schüttelt genervt den Kopf. »Er steht total auf dich, und das lenkt ihn vom Training ab.«

»Noch mal: Inwiefern ist das mein Problem?«

»Wir sind mitten in den Endspielen. Ich weiß, was du vorhast, Jensen. Du musst damit aufhören.«

»Womit aufhören?«

»McCarthy den Kopf zu verdrehen. Sag ihm, dass du nicht an ihm interessiert bist, und triff dich nicht mehr mit ihm. Ende.«

Ich mache einen Schmollmund. »Ach, Daddy, sei doch nicht so streng.«

»Ich bin nicht dein Daddy.« Seine Mundwinkel zucken. »Auch wenn ich es sein könnte.«

»Wie eklig. Ich werde dich nicht im Bett ›Daddy‹ nennen.«

Wieder mal beweist Stacy, dass sie die Meisterin des schlechten Timings ist, indem sie genau in dem Moment, in dem ich das sage, an unseren Tisch kommt.

Sie stolpert, und das beladene Tablett, das sie trägt, wackelt bedenklich. Die Teller und die Tassen klirren aneinander. Ich bereite mich schon innerlich darauf vor, gleich eine Ladung heißen Kaffee übergeschüttet zu bekommen, als sie vorwärtsstolpert. Aber sie kann sich noch fangen und das Desaster abwenden.

»Kaffee und Kuchen!«, ruft sie mit glockenheller Stimme, als hätte sie kein Wort gehört.

»Danke, Stacy«, sagt Jake betont. »Ich muss mich für das lose Mundwerk meiner Begleitung entschuldigen. Kannst du jetzt verstehen, warum ich mich mit ihr nicht gerne in der Öffentlichkeit zeige?«

Stacy wird rot im Gesicht und eilt davon.

»Du hast sie mit deinen schmutzigen Sexfantasien fürs Leben traumatisiert«, erklärt er mir, bevor er mit der Gabel in seinen Kuchen sticht.

»Sorry, Daddy.«

Er grinst mitten im Bissen, und ein paar Krümel fliegen aus seinem Mund. Er nimmt sich eine Serviette. »Du darfst mich in der Öffentlichkeit nicht so nennen.« Er funkelt mich mit seinen dunkelgrünen Augen an. »Heb dir das für später auf.«

Das andere Stück Kuchen – Pekannuss, wie es aussieht – steht unangetastet vor mir. Ich greife stattdessen nach dem Kaffee.

Ich brauche noch etwas Koffein, um meine Sinne zu schärfen. Mir gefällt es nicht, mit Connelly hier zu sein. Was, wenn uns jemand sieht?

»Oder ich hebe es mir für McCarthy auf?«, kontere ich.

»Nein, das tust du nicht.« Er steckt sich noch ein Stück Kuchen in den Mund. »Du wirst dich nicht mehr mit ihm treffen, schon vergessen?«

Okay, er muss jetzt wirklich wirklich damit aufhören, mir Vorschriften bezüglich meines Liebeslebens zu machen, als hätte er da ernsthaft etwas zu sagen. »Du triffst keine Entscheidungen für mich. Wenn ich mich mit McCarthy treffen will, dann treffe ich mich mit ihm. Und wenn ich mich nicht mit ihm treffen will, dann treffe ich mich nicht mit ihm.«

»Okay.« Er kaut langsam fertig und schluckt runter. »Willst du dich mit ihm verabreden?«

»Verabreden nicht, nein.«

»Dann ist es ja gut.«

Ich verziehe den Mund, ehe ich einen Schluck von meinem Kaffee nehme. »Vielleicht überlege ich es mir ja noch anders, was die Sache mit dem Date angeht ... Ich sollte ihn fragen, ob er mit mir zusammen sein will. Weißt du, wo ich einen hübschen Freundschaftsring herkriege?«

Jake bricht sich ein Stück Kuchen mit der Gabel ab. »Du hast deine Meinung darüber nicht geändert. Du warst schon fünf Minuten nachdem du ihn kennengelernt hattest nicht mehr an ihm interessiert. Es kann nur zwei Gründe geben, warum du

noch mit ihm rummachst: Entweder bist du gelangweilt, oder du versuchst, uns zu sabotieren.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Nichts kann dein Interesse lange halten. Und ich kenne McCarthy. Er ist ein Milchbubi. Lustig, nett – aber du bist sein Untergang. Er passt einfach nicht zu einer Frau wie dir.«

»Ach, du denkst schon wieder, dass du mich so gut kennst.«

»Ich weiß, dass du Chad Jensens Tochter bist. Ich weiß, dass du jede Gelegenheit nutzen würdest, um meinen Spielern den Kopf zu verdrehen. Ich weiß, dass wir in ein paar Wochen in den Endspielen wahrscheinlich gegen Briar spielen werden, und der Gewinner kommt automatisch in die nationale Runde ...«

»Wir natürlich«, unterbreche ich ihn.

»Ich will, dass meine Jungs sich auf das Spiel konzentrieren können. Alle sagen, dein Dad sei ein fairer Kerl. Ich habe gehofft, das Gleiche würde für seine Tochter gelten.« Er gibt einen missbilligenden Laut von sich. »Und nun spielst du deine Spielchen mit dem armen McCarthy.«

»Ich spiele keine Spielchen«, sage ich unbeirrt. »Wir machen manchmal miteinander rum. Wir haben Spaß. Und anders, als du denkst, haben meine Entscheidungen nichts mit meinem Vater oder seinem Team zu tun.«

»Meine Entscheidungen haben sehr wohl etwas mit meinem Team zu tun«, entgegnet er. »Und eine davon ist, dass du dich von meinen Jungs fernhältst – ist das klar?!« Er steckt sich noch

ein Stück Kuchen in den Mund. »Verdammt, der ist ausgezeichnet. Willst du auch mal?« Er streckt mir seine Gabel entgegen.

»Ich würde eher sterben, als diese Gabel an meine Lippen zu legen.«

Er lacht nur. »Ich will den Pekannusskuchen probieren. Darf ich?«

Ich starre ihn an. »Du bist derjenige, der ihn bestellt hat.«

»Wow, du bist aber heute zickig, Hottie. Aber das wäre ich wahrscheinlich auch, wenn ich versetzt worden wäre.«

»Ich wurde nicht versetzt.«

»Wie lauten sein Name und seine Adresse? Willst du, dass ich dem Kerl einen Besuch abstatte?«

Ich knirsche mit den Zähnen.

Er nimmt einen großen Bissen von dem unangetasteten Kuchen vor mir. »O Mann, der ist sogar noch besser. Mmm. Ooohh. Das ist gut.«

Und plötzlich sitzt der Captain der Eishockeyteams von Harvard vor mir und stöhnt und keucht, als würde er eine Szene von *American Pie* nachspielen. Ich versuche, unbeeindruckt zu bleiben, aber diese verräterische Stelle zwischen meinen Beinen hat andere Vorstellungen und fängt bei Jakes Sexgeräuschen zu pochen an.

»Kann ich nun gehen?«, knurre ich. Moment mal. Warum frage ich ihn um Erlaubnis? Ich bin schließlich nicht seine Geisel. Ich muss zugeben, dass mich dieser Kerl ein bisschen

amüsiert, doch er hat mir auch gerade vorgeworfen, dass ich mit einem seiner Mannschaftskollegen schlafe, um Harvards Chancen gegen Briar zu verringern.

Ich liebe meine Mannschaft, das geht allerdings entschieden zu weit.

»Klar. Geh, wenn du willst. Aber erst schreibst du McCarthy, dass es vorbei ist.«

»Sorry, Jakey. Ich nehme von dir keine Befehle entgegen.«

»Doch, jetzt schon. Ich brauche McCarthy in den Endspielen. Punkt.«

Ich strecke trotzig mein Kinn nach vorne. Ja, ich muss mit Josh unseren Beziehungsstatus klären. Ich dachte, ich hätte deutlich gemacht, dass es für mich bloß eine lockere Affäre ist. Aber anscheinend sieht er mehr darin als ich, wenn sein Captain ihn als »liebeskranken Idioten« bezeichnet.

Doch natürlich will ich Connelly nicht die Genugtuung geben, nachzugeben. Da bin ich kleinlich.

»Ich nehme keine Befehle von dir entgegen«, wiederhole ich und schiebe einen Fünf-Dollar-Schein unter meine halb leere Kaffeetasse. Das sollte für meine Zeche samt großzügigem Trinkgeld als Wiedergutmachung für den Stress mit uns beiden, den Stacy heute ertragen musste, reichen. »Ich werde mit McCarthy tun und lassen, was ich will. Vielleicht rufe ich ihn jetzt gleich an?«

Jack kneift die Augen zusammen. »Bist du immer so kompliziert?«

»Ja.« Grinsend stehe ich auf und schlüpfe in meine Lederjacke. »Fahr vorsichtig zurück nach Boston, Connelly. Ich habe gehört, die Straßen werden wirklich nass, wenn es regnet.«

Er lacht leise vor sich hin.

Ich mache den Reißverschluss meiner Jacke zu und beuge mich ganz nah an sein Ohr. »Ach, und Jakey?« Ich könnte schwören, sein Atem geht schneller. »Ich werde dir einen Platz hinter der Briar-Bank freihalten, wenn wir in der Endrunde spielen.«

Kapitel 2 – Es ist halb ...

Jake

Es ist halb zehn, als ich heimkomme. Die Dreizimmerwohnung, in der ich mit meinem Mannschaftskollegen Brooks Weston wohne, könnte ich mir selbst niemals leisten – auch nicht mit dem ansehnlichen Einsteigervertrag, den ich bei den Oilers unterschrieben habe. Das Apartment liegt im Dachgeschoss eines vierstöckigen Wohnhauses und ist einfach der Wahnsinn – eine Chefkoch-Küche, Erkerfenster, Dachfenster, ein riesiger Balkon und sogar eine private Garage für Brooks Mercedes.

Ach ja, und ich zahle keine Miete.

Ein paar Wochen vor Beginn des ersten Semesters haben Brooks und ich uns bei einem gemeinsamen Abendessen der Mannschaft kennengelernt. Wir haben uns auf Anhieb gut verstanden, und schon als der Nachtisch serviert wurde, hat er mich gefragt, ob ich bei ihm einziehen will. Wie sich herausgestellt hat, lebte er in einem Dreizimmerapartment in Cambridge und suchte noch einen Mitbewohner – mietfrei natürlich.

Er hatte bereits eine Sondergenehmigung bekommen, außerhalb des Campus wohnen zu dürfen. Ein schöner Nebeneffekt, wenn man der stinkreiche Sohn eines Ehemaligen ist, dessen Spenden schmerzlich vermisst würden, wenn das College ihn nicht bei Laune hielte. Brooks' Vater hat noch ein paar Fäden gezogen, und schon bekam auch ich die Erlaubnis, außerhalb des Campus wohnen zu dürfen. Geld regiert eben doch die Welt.

Was die Miete angeht, habe ich mich erst quergestellt, weil nichts im Leben umsonst ist. Aber je besser ich Brooks Weston kennengelernt habe, desto mehr habe ich verstanden, dass für ihn alles gratis ist. Der Kerl hat noch nicht einen einzigen Tag in seinem Leben gearbeitet. Sein Treuhandfonds ist enorm hoch, und er bekommt alles auf dem Silbertablett serviert. Seine Eltern – oder einer ihrer Lakaien – haben die Wohnung für ihn gekauft und bestehen darauf, dass er keine Miete zahlt. In den letzten dreieinhalb Jahren habe ich also einen Einblick davon bekommen, wie es ist, ein reicher Junge aus Connecticut zu sein.

Da ich jedoch kein Schnorrer bin, habe ich versucht, ihm Geld zu geben. Aber weder Brooks noch seine Eltern wollten es annehmen. Mrs Weston war entsetzt, als ich das Thema bei einem ihrer Besuche angeschnitten habe. »Ihr Jungs müsst euch auf euer Studium konzentrieren«, hat sie gesagt, »und sollt euch keine Sorgen darüber machen, wer die Rechnungen bezahlt!«

Ich musste mir das Lachen verkneifen, weil ich schon Rechnungen bezahle, solange ich denken kann. Ich war fünfzehn, als ich meinen ersten Job angenommen habe, und in dem Moment, in dem ich meinen ersten Gehaltsscheck in den Händen hielt, musste ich meinen Beitrag zu unserem Haushalt damit leisten. Ich habe Lebensmittel eingekauft und meine Handyrechnung, mein Benzin und unser Kabelfernsehen bezahlt.

Meine Familie ist nicht arm. Dad baut Brücken und Mom ist Friseurin, und ich würde sagen, wir sind Mittelschicht. Wir sind aber nie im Geld geschwommen, also war es für mich zuerst ein Schock, Brooks' Lebensstil mit anzusehen.

Ich habe mir bereits insgeheim geschworen, dass ich der Familie Weston alles zurückzahlen werde, wenn ich erst mal in Edmonton bin und meinen ersten NHL-Vertrag unter Dach und Fach habe.

Mein Handy vibriert, als ich mir gerade meine Timberlands von den Füßen streife. Ich hole es aus meiner Tasche und lese die Nachricht von meiner Freundin Hazel, mit der ich mich vorhin im eleganten Speisesaal der Briar University getroffen habe.

Hazel: Bist du gut nach Hause gekommen? Es regnet ja wie verrückt da draußen.

Ich: Bin gerade zur Tür rein. Danke noch mal für den schönen Nachmittag.

Hazel: Jederzeit wieder. Wir sehen uns am Samstag beim Spiel!

Ich: Klingt gut.

Hazel schickt mir noch ein paar Emojis mit Kussmund. Andere Typen würden da wahrscheinlich mehr hineininterpretieren, aber ich nicht. Zwischen Hazel und mir läuft nichts, alles ist nur rein platonisch. Wir kennen uns bereits seit der Grundschule.

»Yo!«, ruft Weston aus dem Wohnzimmer. »Wir warten hier schon alle auf dich!«

Ich ziehe mir die nasse Jacke aus. Brooks' Mutter hat eine Innenausstattung kommen lassen, als wir eingezogen sind, die sich um alles gekümmert hat, an das Kerle nicht denken würden: Mantelhaken, Schuhregale, Abtropfgestell fürs Geschirr – eben alles, wofür Männer keinen Kopf haben, weil es nicht um Titten geht.

Ich lege meine Sachen in unserem Gang ab und gehe dann durch die Tür, die ins Wohnzimmer führt. Ess- und Wohnbereich liegen zusammen und sind auf die offene Küche hin ausgerichtet. Meine Mannschaftskollegen haben sich auf Sesseln, Stühlen und Barhockern im ganzen Raum verteilt.

Ich sehe mich um. Nicht alle aus dem Team sind hier. Aber das ist schon okay, wenn man bedenkt, dass ich dieses Meeting in letzter Sekunde einberufen habe. Auf der Fahrt von Hastings

hierher habe ich mich über Brennass Bemerkung bezüglich der Endrunde geärgert und mir darüber Sorgen gemacht, wie sie McCarthy ablenkt. Das hat zu all den anderen Ablenkungen geführt, die mein Team stören könnten. Und da ich ein Mann der Tat bin, habe ich sofort eine Nachricht geschrieben:

Mannschaftsbesprechung, bei mir, jetzt.

Die Mehrheit unseres Kaders – fast zwanzig Leute – ist anwesend, was bedeutet, dass mir der Geruch verschiedenster Duschgels, Aftershaves und auch vom Schweiß der Mistkerle, die beschlossen haben, sich nicht zu duschen, bevor sie hierherkommen, in die Nase steigt.

»Hey«, begrüße ich die Jungs, »danke, dass ihr gekommen seid.«

Als Antwort bekomme ich Nicken, nach oben gerichtete Daumen und anerkennendes Gurren.

Nur einer schenkt mir keine Beachtung: Josh McCarthy. Er lehnt sich an die Wand neben der braunen Ledergarnitur und hat den Blick auf sein Handy gerichtet. Seine Körpersprache verrät leichte Frustration, die Schultern sind verspannt.

Er denkt wahrscheinlich immer noch pausenlos an Brenna Jensen. Ich unterdrücke meine eigene Frustration, die bei seinem Anblick in mir aufsteigt. Der Junge sollte seine Zeit nicht mit ihr verschwenden. McCarthy ist im zweiten Semester, und ja, er sieht gut aus, aber er spielt einfach nicht in Brennass Liga. Dieses Mädchen ist der absolute Wahnsinn. Sie ist eine der schärfsten Frauen, die ich je gesehen habe. Und sie hat ein

verdammt loses Mundwerk. Die Art Mundwerk, die man ab und zu mal mit einem anderen Mund darauf stopfen sollte – oder mit einem Schwanz zwischen ihren roten Lippen.

Ach, verdammt. Ich schiebe den Gedanken schnell beiseite. Ja, Brenna sieht fantastisch aus, doch sie ist auch eine große Ablenkung. Deswegen hat McCarthy noch nicht einmal den Kopf gehoben, seit ich das Zimmer betreten habe.

Ich räuspere mich laut. Er und die anderen, die ebenfalls auf ihre Handys geschaut haben, drehen die Köpfe in meine Richtung. »Ich werde mich kurzfassen«, sage ich.

»Ist auch besser so«, raunt mich Brooks von der Couch aus an. Er trägt bloß eine schwarze Jogginghose. »Deinetwegen musste ich extra wieder aufstehen und ein Mädchen zurücklassen.«

Ich verdrehe die Augen. Natürlich war Brooks gerade mit einem Mädchen im Bett. Das ist er ständig. Nicht, dass ich ein unbeschriebenes Blatt bin, ich hatte auch schon jede Menge Frauen in unserer Wohnung. Die Nachbarn unter uns tun mir richtig leid, da sie die ganze Zeit Leute die Treppen rauf- und runtergehen hören. Doch zu ihrem Glück veranstalten wir nicht viele Partys. Eine Party verunstaltet bloß die Wohnung. Für so etwas gibt es die Verbindungshäuser.

»Da bist du nicht der Einzige«, sagt Dmitry, unser bester Abwehrspieler, zu Weston. »Ich habe mein Bett für dieses Meeting auch verlassen. Mein Bett. Punkt. Weil ich total erledigt bin.«

»Das sind wir alle«, mischt sich unser Linksaußen Heath ein.

»Ja, D, willkommen im Club der Müden«, zieht Coby, einer unserer ältesten Spieler, Dmitry auf.

Ich gehe durch das Zimmer in die Küche, wo ich mir eine Flasche Wasser hole. Ja, ich verstehe sie. Der letzte Monat war hart. Alle Teams aus der Ersten Liga haben bisher starke Leistungen gezeigt, was bedeutet, dass man gegen die besten Mannschaften spielen muss. Wir hoffen alle, dass wir gut genug sind, um uns automatisch für das nationale Turnier qualifizieren zu können – und wenn nicht, dass unsere Statistik dafür reicht, um für die Endrunde zugelassen zu werden. Die ganze Saison steht hier auf dem Spiel.

»Ja«, pflichte ich ihnen bei und öffne meine Flasche, »wir sind alle ausgelaugt. In den Kursen kann ich kaum die Augen offen halten. Mein ganzer Körper ist ein einziger blauer Fleck. Wir leben und atmen nur für diese Play-offs. Ich überlege mir jeden Abend vor dem Einschlafen neue Strategien.« Ich nehme einen großen Schluck Wasser. »Aber dafür haben wir uns nun mal entschieden, und wir sind so kurz davor, dafür belohnt zu werden. Das Spiel gegen Princeton wird das härteste werden, das wir diese Saison hatten.«

»Wegen Princeton mache ich mir keine Sorgen«, sagt Coby und grinst überheblich. »Die haben wir dieses Jahr schon mal geschlagen.«

»Am Anfang des Jahres«, stelle ich fest. »Seitdem sind sie besser geworden. Sie haben das Viertelfinale gegen Union